

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der Anerbe

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Anerbe.



Es war ein glühendheißer Augusttag; gar stattlich und weit ausgebehnt lag im Schatten ihrer Bäume die Bergmühle da. Wer, von der Pappelallee abbiegend, den Umweg, den die Fahrstraße um den Berg machte, vermeiden wollte und über das Mühlengrundstück ging, hielt das Haus, das an den Berg gelehnt dalag, für den Sitz des Behagens und der Ruhe. Doch war dem nicht so! In der Wohnstube saß der Müller, gepeinigt durch heftige Gliederschmerzen und durch die erzwungene Unthätigkeit, in die ihn die zu gewissen Zeiten stets wiederkehrenden Anfälle versetzte. Es war ein stattlicher Mann, das glatte Antlitz umrahmte ein noch brauner kurz gehaltener Vollbart; eine starke, etwas gebogene Nase und die großen blauen Augen gaben dem Gesichte einen Ausdruck von Willenskraft, daß man ganz gut verstehen konnte, warum er so gar ungeduldig dem Treiben draußen auf dem Hofe und vor dem Hause zusah. Nicht zugreifen zu können, sich auf den guten Willen der Knechte verlassen zu müssen und eine schnelle Entscheidung in wichtigen Dingen der Müllerin anvertrauen zu sollen — war mehr, als er gelernt hatte und vertragen konnte. Um aber doch zuweilen den Meister zu zeigen, griff er ab und zu mit gewaltiger Stimme von der Stube aus in den Gang der Arbeit ein; wenn er dann merkte, daß man eigentlich nur mehr aus Mitleid auf ihn hörte oder daß er an falscher Stelle eingeseht hatte, dann stöhnte er auf im Gefühle seiner Dummheit und Schwäche.

Am meisten wurde ihm seine erzwungene Unthätigkeit durch das Gebaren der Müllerin verleidet. Wohl ging sie rüstig ihren vielen Geschäften nach,

pünktlich besorgte sie seine Pflege und Wartung, die besten Gerichte setzte sie ihm vor, aber auf Auseinandersetzungen und Besprechungen mit ihm ließ sie sich nicht ein. Daraus entnahm er am deutlichsten, wie überflüssig er der gesunden Frau vorkam. Alles ging seinen geregelten Gang, aber ohne ihn, ohne seine Leitung! Das ging jetzt wieder schon viele Tage so, und immer mehr häufte sich bei ihm der Groll an. Seine Frau gab ihm nicht die kleinste Gelegenheit, ihn an ihr auszulassen; alle Versuche prallten an ihrer Ruhe und Kaltblütigkeit ab. Und dazu kamen noch die heiße Luft, der grelle Sonnenschein und die unerträglichen Nächte, um ihn vollends um sein inneres Gleichgewicht zu bringen. Wahrlich, von schönem Hausfrieden konnte man in dem äußerlich so friedlich und traulich daliegenden Mühlenanwesen nichts wahrnehmen, wenn es auch nicht zu lautem Streit und Hader kam.

Überdies war an diesem Tage auch die Haus-tochter abwesend, und das verschlechterte noch die Stimmung des Vaters; denn sie fehlte ihm, weil sie es noch am besten verstand, mit ihm in den Tagen der Heimsuchung umzugehen, ihn zu begütigen, wenn er auffahren wollte, und ihm durch freundliches Geplauder die Zeit zu verkürzen. Das junge Mädchen war, um Besorgungen zu machen, nach der Stadt gefahren; der Müller zählte die Viertelstunden bis zu ihrer Rückkehr. Jetzt mußte der Zug, der sie zurückbrachte, auf der Station einlaufen; jetzt konnte das Mädchen auf dem Damme, der den Fluß begleitete und die Wiesen bei Überschwemmungen von seinem durch Pochsand vergifteten Wassern schützen sollte, schon eine gute Strecke zurückgelegt haben; jetzt war es an der Chaussee; jetzt wandte es sich links aufwärts dem Mühlberge zu. Jetzt war es an den Hecken, jetzt an der Brücke, jetzt an dem zweiten Stege, und jetzt mußte es auf dem Mühlenshofe ankommen. aber der Müller hatte sich doch verrechnet; er mußte noch lange warten, ehe das Mädchen endlich, endlich kam. Und nun war allerdings der Tochter erster Gang zum Vater. Der suchte seine übergroße Erregung zu verbergen, aber es gelang ihm nicht. Anna begann daher gleich mit einer Entschuldigung.

„Ich habe wohl lange auf mich warten lassen, Vater?“ sagte sie. „Aber es war so heiß, und der Weg wurde in der Sonne so mühsam.“

„Nur gut,“ antwortete der Vater, „daß du wenigstens jetzt da bist. Wie sah es denn aus in der Stadt?“

„Es ist alles richtig besorgt, und ich habe dir auch etwas mitgebracht. Aber ich zeige es dir erst später. Rate einmal, wen ich in der Stadt gesehen habe, aber nur von weitem?“

„Wer kann das gewesen sein? Sage es nur gleich, ich bin zum Rätselfrater nicht geschaffen.“

„Denke dir, August Störesandt! Aber er war in großer Gesellschaft; er hat mich nicht gesehen . . . oder nicht sehen wollen.“

„So? Der Herr Referendar! Der Bummel und

Tage dieb! Was hat der jetzt hier zu suchen, wo er in den Prüfungen sitzt?"

"Es war wohl des schönen Wetters wegen, daß er herausgekommen ist. Nach Examen sahen er und seine Gesellschaft nicht aus. Ich habe auch Christian gefragt, was denn August vorhabe; der wußte es auch nicht."

"Wo hast du denn Christian gesehen?"

"Er war auf der Station und ist mit mir gegangen bis zur Brücke."

"Also darum hat es so lange gedauert mit der Rückkunft!"

"Nun ja, ein bißchen mag es ja aufgehalten haben. Aber der Mensch dauerte mich so, er war in großer Aufregung. Er hat wieder Streit mit seiner Mutter gehabt."

"Der ganze Unfrieden bei den Störesandts kommt von dem August her, dem Liebling und Gelddurchbringer, dem Gelehrten und Faulpelz! Es ist eine Sünde und Schande, daß der schöne Hof in den Händen ist."

"Ärgere dich nicht darüber, Vater," sagte die Tochter begütigend. "Uns geht ja die ganze Geschichte nichts an. Sie werden wohl auch ohne uns fertig werden."

"Ja, da hast du recht; mit dem Hofe werden sie gewiß bald fertig werden, wenn das so fortgeht. Es fehlt der Vater an allen Ecken und Enden. Christian soll den Hof nicht haben, und der ältere Sohn, der lateinische, will ihn nicht."

"Das wissen wir doch nicht."

"Wie kommst du darauf?"

"Nun, ich habe so meine Gedanken. Ich glaube nicht, daß es August in der Stadt zu etwas bringt; Christian machte solche Andeutungen, als ob es mit dem Examen nichts werden würde."

"Das sagt er, weil er seinen Bruder nicht leiden kann."

"Wer mag seinen Bruder nicht leiden?" fragte in diesem Augenblicke die Müllerin, die statliche, noch immer schöne Frau, die unbeachtet ins Zimmer getreten war und die letzten Worte mit angehört haben mußte.

"Wir sprechen von deinen Verwandten, den Störesandts," sagte mürrisch der Müller. Man konnte wohl aus der Antwort heraus hören, daß ein wunder Punkt berührt war und daß der Müller lieber gesehen hätte, wenn seine Frau nichts von seiner Bemerkung gehört hätte.

"Ich denke," sagte diese scheinbar gleichmütig, "du hättest wohl Besseres zu thun, als deine Tochter gegen ihre Verwandten aufzuheizen."

"Wer spricht hier von Aufheizen?" sagte der Müller in großer Erregung. "Geh doch hin nach Lüderstedt und frag die Leute; sie werden dir alle Bescheid sagen können, wie es auf dem Störesandtschen Hofe hergeht. Da brauchst's mich nicht erst zum Aufheizen. Ich glaube, daß Anna besser Bescheid weiß als ich."

"Laß dir's nicht in's Blut gehen," antwortete die

Müllerin, "sieh lieber zu, daß du bald wieder auf die Beine kommst."

Während die Müllerfamilie so beinahe in offenem Unfrieden geriet um die Störesandtschen Verhältnisse, wurde auf dem stattlichen Hofe der Störesandts in Lüderstedt eine gar ernste Unterhaltung gepflogen.

Vor dem Hofe stand ein leichter Jagdwagen, ein fast städtisch gekleideter Knecht war gerade damit beschäftigt, die Pferde auszuspannen, während der Herr ins Haus getreten war. Es war dies ein reicher Hofbesitzer aus einem Nachbar-dorfe, auch ein Störesandts, ein Vetter des verstorbenen Lüderstedtschen Ackerbauers Großer Rübenbodenbesitz und günstige Zeitverhältnisse hatten ihm viel Geld eingebracht, aber Familienglück blieb ihm versagt. Schon seine Eltern hatten in außerordentlich günstigen Verhältnissen gelebt und deshalb ihrem Einzigen eine über den bauerlichen Zuschnitt weit hinausgehende Erziehung gegeben. Dadurch war es gekommen, daß er mit den heimischen Zuständen nicht so recht mehr in Fühlung stand. Ein Mädchen aus der Verwandtschaft hätte ihm als Frau kaum noch genügt, in eine adelige oder bürgerliche Rittergutsbesitzerfamilie paßte er selbst vielleicht aus übergroßer Bescheidenheit noch nicht hinein. Manah ein Stadtmädchen, eine Beamten- oder Kaufmannstochter, hätte vielleicht gerne die reichen Einkünfte des jungen Hofbesitzers teilen mögen; aber das ländliche Leben hätte ihr doch wohl nicht zugesagt, ganz abgesehen davon, daß Albert Störesandts gar keine Gelegenheit hatte, mit jungen Stadtsräulein zusammenzukommen, und auch gar keine Lust zeigte, mit einem solchen unergründlichen Wesen sich einzulassen. Am besten wäre es gewesen, er hätte eine Pastorstochter vom Lande gefunden; eine solche hätte er lieben und heiraten mögen; aber es glückte ihm nichts dergleichen, und so blieb er ledig. Er führte eine muster-gültige Wirtschaft auf seinem Hofe, der schon vorher in sehr gutem Stande gewesen war. Nebenher hatte der Hofbesitzer eine Menge für jene Gegenden höchst seltene Liebhabereien. Er sammelte Bücher, Bilder, Altertümer und zeigte für Dinge das lebhafteste Interesse, die sonst dem praktischen Landwirt fern liegen. Sein Haus war ein kleines Museum, und des Besitzers größte Freude war es, wenn kunstverständige Leute sich einstellten, um es zu besichtigen. Kam die stille Zeit des Jahres, so ging er auf Reisen. Wohl schwerlich hätte jemand da draußen in der Welt geahnt, daß der freundliche, aufmerksame und gebildete Reisegenosse ein tüchtiger Hofbesitzer aus den Rübengegenden sei und von Futtermitteln und Rübsamen ebenso sachverständig sprechen könne, wie von seltenen Gemälden und den entlegensten Sehenswürdigkeiten. Alles in allem stand Störesandts allein da; seinen Berufsgenossen war er entwachsen, und die Menschen wieder, zu denen er sich wohl am meisten hingezogen fühlte — die Gelehrten und Künstler — wußten nichts Rechtes

aus ihm zu machen. Zwar überhob er sich in keiner Weise seinen Berufsgeossen gegenüber, aber er hatte ein scharfes Auge für die mancherlei Schäden, die infolge der üppigeren Lage der meisten, offen und verborgen, die alte Kraft zu verzehren drohten. Obgleich es nicht an solchen fehlte, die sich über die kostbaren Sammlungen und die ihnen unverständlichen Neigungen Störesandts aufhielten, so stand er doch in allgemeiner Achtung, und nicht selten holte man sich bei ihm Rat, und es gab viele, die seine thätige Hilfe selbst dann nicht verschmähten, wenn sie sich kurz vorher über den Sonderling lustig gemacht hatten. —

Auch an diesem heißen Augustnachmittage hatte ihn eine allerdings unausgesprochene Bitte um guten Rat und Beistand nach Lüderstedt geführt. Der junge Christian Störesandt hatte ihm bei Gelegenheit zu verstehen gegeben, daß ein Besuch ihm und dem Hofe von Nutzen sein könnte, und da hatte er nicht lange zaudern mögen; er benutzte einen Vorwand, auf dem Hofe vorzusprechen. Sich aufzudrängen, lag nicht in seiner Art; er liebte es, womöglich ein eigenes Anliegen vorzuschützen, wenn er in Wirklichkeit etwas bringen wollte.

Er saß mit der Hofbesitzerin in der guten Stube, die neben altwäterschem und abgebrauchtem Gerät auch ein und das andere Prunkstück neuester Herstellung enthielt; aber viel war es nicht; die Geldmittel flossen der Familie Störesandt nicht mehr so reichlich wie in früheren Jahren. Die Hofbesitzerin, die Schwester der Müllerin von der Bergmühle, wollte hoch hinaus mit ihrem Ältesten; er sollte durchaus Jurist und hoher Staatsbeamter werden; ob er sich dazu eigne, danach fragte sie nicht, vermochte sie auch nicht zu beurteilen. Wunderbar war nur, daß sie trotzdem nicht daren willigte, daß nun der Hof dem zweiten Sohne Christian zufiel. Es gab böswillige Leute, welche die Vermutung aussprachen, sie wolle ihn vom Hofe weg verheiraten, womöglich in die Bergmühle, um dann selbst noch einmal in den Stand der Ehe zu treten. Das aber konnte nur Verleumdung sein, denn auch die scharfsichtigsten Späher vermochten keine Andeutung zu machen hinsichtlich der Person eines Freiers. Unbegreiflich blieb da freilich die Hartnäckigkeit, mit der sie sich der Einsetzung Christians als Erben bisher widersetzt hatte.

Als sie die Ankunft Albert Störesandts erfuhr, machte sie sich gleich auf einen Angriff gefaßt und ließ sich auch nicht täuschen, als der Besucher von ganz gleichgültigen Dingen, die wenigstens mit ihrer Familie nichts zu thun hatten, die Unterhaltung begann. Denn das wußte sie ganz genau, daß der Vetter nicht einzig und allein, um sich bei ihr nach einer Wirtschafterin, die sich ihm angeboten hatte, zu erkundigen, nach Lüderstedt gekommen war. Das war nur die Einleitung, die Deckung, aus der heraus der vorsichtige Altweltsermittler den eigentlichen Angriff unternehmen würde. Und sie hatte recht. Mit der Frage: „Wie steht's denn mit August?“ begann das eigentliche Gesecht.

„Der sitzt jetzt gerade im Gramen,“ antwortete sie scheinbar gleichmütig. „Es kann sein, daß wir bald gute Nachricht von ihm bekommen, oder daß er sie selbst mitbringt.“

„Nun, das wäre ja schön,“ entgegnete Störesandt. „Ich bin zwar immer gegen das Studieren der ältesten Söhne, aber wenn einer seine Sache gut und glücklich durchmacht, so ist ja nichts dagegen zu sagen. Er steht dann wie die anderen Kinder, nur daß er das Studium und die schöne und noble Zukunft vorweg hat.“

„Wieso, wie die anderen Kinder?“ fragte die Hofbesitzerin.

„Nun, August kann doch als Amtsrichter oder dergleichen den Hof nicht brauchen oder auch nur beanspruchen! Ich denke doch, der wird einmal Christian aufgelassen werden müssen.“

„Haben Sie es so eilig, mich aufs Altenteil zu setzen?“

„Sie wissen wohl, daß mir gar kein Recht zusteht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen. Aber als naher Verwandter sollte ich doch wohl über Dinge reden dürfen, die doch einmal zur Sprache gebracht und geregelt werden müssen.“

„Soviel ich weiß, ist August der Hoferbe,“ sagte die unbewegliche Frau mit kränflicher Kühle. „Was er einmal mit seinem Hofe anfängt, ist seine Sache. Christian wird ausgezahlt so gut wie meine Tochter.“

„Halten Sie das im Ernste für das Richtige?“ fragte nun der Besucher mit zurückgehaltenem Ingrim; der Gleichmut der Frau, die ihre Ruhe nicht verlor und etwas als selbstverständlich hinstellte, was er für das Ungerechteste hielt, brachte ihn mehr auf, als es die leidenschaftlichsten Entgegnungen vermocht hätten. „Ich dünke, August hätte schon mehr Vorteile vom Hofe gehabt, als er billigerweise nur irgend verlangen kann. Ich weiß zwar nicht genau, was er schon gekostet hat, aber ich habe mir erzählen lassen, daß er teuer, als üblich ist, gelebt hat. Und nun bedenken Sie, daß es noch manches Jahr dauern kann, ehe er in eine auskömmliche Stelle gelangt ist. Dann hat er ein reichliches Erbe gehabt, und damit kann er vollauf zufrieden sein.“

„Er ist der Älteste,“ entgegnete Frau Störesandt, als ob von einer ganz gleichgültigen Sache die Rede wäre, wie man etwa behauptet, daß Melonen teurer sind als Gurken.

„Wenn Sie so denken,“ sagte nun Störesandt, „so will ich Ihnen nur gleich sagen, daß ich, was ich zu thun vermag, diese ungerechte Behandlung Christians nicht zugeben werde. Ich werde vielmehr alles thun, um Christian auf den Hof zu bringen. August ist schon überreichlich bevorzugt worden; das nachzuweisen, wird nicht schwer halten. Ich frage mich sogar, ob es jetzt noch eine große Annehmlichkeit ist, den Hof mit den darauf ruhenden großen Lasten überhaupt noch anzunehmen? Es muß schon ein sehr tüchtiger Landwirt sein, der ihn unter den jetzigen schweren Zeiten wieder in die Höhe bringen will.“

„Ein Millionär, wie Sie, hat gut reden,“ warf die Frau ein.

Störesandt überhörte diesen thörichten Hieb und fuhr fort: „Ich hätte gewiß nicht von den micklichen Verhältnissen des Hofes gesprochen, wenn Sie es nicht so gewollt hätten. Sie können doch unmöglich noch lange mit ansehen wollen, daß Christian seine ganze Arbeit in den Hof steckt und daß sein vornehmer Bruder die Einkünfte davon verzehrt, bis es ihm vielleicht einmal einfällt, seinen Bruder vor die Thür zu setzen. Soviel sage ich Ihnen schon heute: ich werde alles daran setzen, daß die Sache möglichst bald ins reine gebracht wird. Es ist nicht meine Schuld, daß ich so deutlich geworden bin. Nichts für ungut! Ihr seliger Mann, mein Vetter, würde ganz gewiß genau so denken, wie ich.“

Er hatte sich erhoben. Die Frau, die mit untergeschlagenen Armen dafuß, sah nicht oder wollte die trotz alledem dargebotene Hand nicht sehen. So ging Störesandt mit einem „Guten Abend“ davon. Er ging selbst in den Stall, um dem Knecht das Anspannen zu befehlen. Während das geschah, ging er auf dem Hofe auf und ab, wo ein sachverständiges Auge leicht bemerken konnte, daß in der Wirtschaft nicht alles so imstande war, wie es hätte sein müssen. Peinlich wäre es ihm gewesen, wenn ihm jetzt Christian begegnet wäre. Es hätte so leicht den Anschein gehabt, als wären sie ausgesprochene Verbündete und als wäre seine Fürsprache ein von Christian ausdrücklich erbetener Dienst gewesen. Die Reinheit seiner Absichten und das Gefühl für Gerechtigkeit hätte in seinen eigenen Augen darunter gelitten, wäre besleckt worden. So war er denn froh, als er ohne jede weitere Begegnung endlich auf dem Wagen saß und davonfahren konnte. Tief verstimmt kam er daheim an.

Wie stattlich waren die Stallungen, wie reinlich trotz der landwirtschaftlichen Notwendigkeiten der große Hof gehalten und welch gebiengenen Eindruck machte das große Wohnhaus, über dessen Verhält-

nisse und Formen freilich der Großvater des jetzigen Besitzers in helles Erstaunen geraten wäre, wenn ihn jemand davor hätte führen und ihm sagen können, dieses Haus entspräche dem alten strohbedeckten Sachsenhause mit den Pferdeköpfen am Giebel, der großen Einfahrt und den kümmerlichen Schlafgemächern an der Rückseite! — —

Nicht geringes Erstaunen erwartete den jetzigen Hofbesitzer, als er in das Zimmer trat, das er sich zu einer behaglichen Bücherei hatte einrichten lassen, und darin eine gebückte und tiefbekümmerte Gestalt antraf, die er über einen alten Folianten, der vielleicht mehr zur Zierde des Gemaches als zum wirklichen

Studium diente, eingeschlafen fand.

„August! August!“ rief Störesandt, indem er zu dem Schlafenden trat. „August! wie kommst denn du hierher?“

Wie aus einer anderen Welt in dieses Leben zurückgerufen, erwachte der Schläfer. Mit Mühe die Augen offen haltend, sah er zu seinem Onkel auf und fragte unwirsch: „Was willst du?“

„Das frage ich dich,“ sagte dieser. „Ich bin zwar sehr erfreut, daß du einmal den Weg zu mir gefunden hast, aber nach dem Zustande zu schließen, in dem ich dich finde, schwant mir nichts Gutes.“

„Sind ein bißchen vergnügt gewesen,“ sagte August, halb entschuldigend, halb in dem Bestreben, durch die wiedererwachende

Schneidigkeit jedem Vorwurfe oder Tadel zuvorkommen. „In Eschenheim.“

„Jetzt, wo du im Examen stehst?“ fragte der Onkel vorwurfsvoll. „Oder hast du es etwa schon bestanden und hast ihr deshalb gefeiert?“

„Ich habe es nicht bestanden und werde es auch nicht bestehen. Die andern haben es bestanden, und ich habe mitgefeiert.“

„Nimm es mir nicht übel, diese Selbstlosigkeit finde ich wenig nobel.“

„Onkel, ich bin Corpsstudent gewesen,“ sagte August in einem Tone, in dem sich stolze Drohung mit immerer Schwäche seltsam mischte.

„Und wenn auch,“ fuhr der ältere Störesandt



„August! August!“ rief Störesandt, indem er zu dem Schlafenden trat.

unbeirrt fort; so sehr des Messen angelehrte Sicherheit und studentische Überhebung ihm bei seiner innerlichen Bescheidenheit und rücksichtsvollen Art manchmal imponiert hatte, in diesem Augenblick berührte ihn dieses Bild geschütterten, hilflosen und doch sich noch an alte Formen anklammernden Selbstvertrauens beinahe widerlich. „Besser wäre es gewesen, du wärest nie Corpsstudent geworden; besser vielleicht auch, du wärest überhaupt nicht Student geworden! Daß du dein Examen nicht bestanden hast, darüber will ich in diesem Augenblick nicht mit dir rechten; daß du aber trotzdem hast an der Feier der andern teilnehmen mögen, nehme ich dir ernstlich übel. Das nenne ich Dickfelligkeit.“

„Nenne es, wie du willst,“ sagte August, „aber gib mir etwas zu trinken.“

„Eine Tasse schwarzen Kaffee sollst du haben, anderes nicht.“

„Nun denn meinnetwegen Kaffee!“

Der Hausherr ging und bestellte bei seiner Wirtschafterin zu einer Zeit, um die man sich sonst schon nach der strengen Hausordnung an die Zurüstung des Abendessens machte, Kaffee. Dann, zu seinem Besuche zurückkehrend, sagte er: „Ich weiß nicht, ob du aufgelegt bist, ein ernstes Wort über deine Zukunft mit mir zu sprechen.“

„Ich bin zu allem aufgelegt,“ sagte August, „schieße los! Mir ist jetzt alles einerlei.“

„Nun gut! Daß du jetzt so ohne weiteres nach diesem Mißerfolge die Flinte ins Korn werfen willst, glaube ich nicht. Du kannst und darfst es nicht.“

„Ich will es aber doch thun, wenn du nichts dagegen hast.“

„Was beabsichtigst du denn zu unternehmen?“

„Ich will Landwirt werden, den Hof übernehmen, solide werden und so weiter, und so weiter.“

„So,“ sagte der Onkel ruhig. „Also den Hof übernehmen? Der gehört dir gar nicht mehr!“

„Wem denn, wenn ich fragen darf?“

„Den Gläubigern! Was sich retten läßt, wenn überhaupt er sich halten läßt, deinem Bruder Christian! Deine Schwester ist völlig abgefunden, so viel ich weiß; Christian würde leer ausgehen und um sein Erbteil betrogen werden, wenn er jetzt nicht den Hof bekäme.“

„Er bekommt ihn aber nicht,“ sagte August; die tecke Ruhe, mit der er dies vorbrachte, erinnerte seinen Onkel an die Mutter des jungen Mannes, die ihrem Ältesten wohl die hartnäckige Haltung, nicht aber ihre dazu stimmenden anderen guten Eigenschaften vererbt zu haben schien. Er gab sich Mühe, seinen Unwillen zu verbergen, und versuchte, dem übrigens gar nicht mehr so jungen Thunichtgut auf andere Weise beizukommen. —

„Wieviel meinst du wohl,“ fragte er, „daß dein Unterhalt jährlich gekostet hat?“

„Wie kann ich das wohl so genau auf Heller und Pfennig angeben? Und noch dazu jetzt?“

„So will ich dir zu Hilfe kommen. An die

zwanzig Jahre bist du doch wohl auf Schulen, Universitäten und im Vorbereitungsdienst gewesen?“

„Die Geschwister haben doch auch unter der Zeit gelebt,“ warf August ein.

„Allerdings; aber glaubst du, daß sie das Jahr auch nur annähernd tausend Thaler und mehr, wie du, gebraucht haben? Überdies hat Christian die letzten Jahre für den Hof gearbeitet. Was er bekommen hat, ist nur ein bescheidener Lohn für seine Thätigkeit gewesen. Du indessen hast immer nur gekostet und gekostet und nichts eingebracht.“

„Ich habe mich nicht auf die Schule gedrängt; mein seliger Vater hat mich hingeschickt.“

„Und wenn auch,“ sagte der unerbittliche Onkel. Ehe er indessen fortfahren konnte, wurde der Kaffee gebracht. „Bediene dich,“ sagte er freundlicher, trotz seines Ernstes in diesem Augenblicke doch den Wirt nicht verleugnend.

„Einen Cognac könntest du wenigstens zum Kaffee bewilligen,“ meinte August, dem die Unterbrechung wie eine angenehme Ableitung vorkam.

„Meinetwegen sollst du auch den noch haben,“ sagte der Onkel, „du sollst dir, wenn du willst, auch eine von meinen Cigarren anstecken; ich erwarte als Gegenleistung nur, daß du mich aufmerksam anhörst.“

Die Bewirtung und der blaue Rauch der guten Cigarre verbesserten die Stimmung ganz erheblich, August fühlte sich behaglicher und wurde zutraulicher.

„Du hast ja in vielen Dingen wohl recht, Onkel,“ begann er, „aber auch ich bin nicht so schwarz, wie du mich malen willst.“

„Von Schwarzmalerei kann nicht die Rede sein, August. Ich dringe nur darauf, daß endlich einmal die Dinge beim rechten Namen genannt werden. Ein Geschäftsmann würde vielleicht die Verwendung deines Vermögens eine schlechte, eine unrentable Anlage nennen. Dein Onkel Derwedde von der Bergmühle nennt sie vermutlich ganz anders.“

„Was schert mich der Onkel Derwedde!“ Die Erwähnung des Bergmüllers drohte den Reserendar wieder in seinen früheren Ton zurückfallen zu lassen. Der Onkel kam dem zuvor, indem er sagte: „Nun, nun, ein jeder hat seinen Standpunkt, und der Bergmüller Derwedde hat keinen ganz schlechten, wie er bis jetzt gezeigt hat, und er hat vor allem eine hübsche Tochter.“

„Das weiß Gott,“ sagte August unwillkürlich.

„Ich dachte immer,“ sagte der Hofbesitzer, „du hättest sie gerne.“

August antwortete nicht; er paßte eine große Rauchwolke aus.

„Nun denke ich mir,“ fuhr der Onkel fort, „du verbindest das Nützliche mit dem Angenehmen. Du kehrst in die Stadt zurück und fängst ordentlich an zu arbeiten.“

„Dazu ist es zu spät; ich kann nicht arbeiten. Zum Juristen bin ich in alle Ewigkeit verdorben.“

„Das wollen wir doch nicht hoffen, August. Was der Mensch will, das kann er auch.“

„Aber ich will nicht. Ich habe es satt, der ewige Hanswurst zu sein. Alle haben etwas gethan und können was; nur ich und ein paar andere vielleicht noch haben das Zusehen. Abend für Abend hören, was die anderen arbeiten, und sich quälen und dabei auch nur langsam vorwärts kommen, halte ich nicht mehr aus.“

„Thu mir nur den einzigen Gefallen, August, und mache jetzt keine Dummheiten, geh in die Stadt zurück und fang von neuem an.“

„Ich bin auf ein Jahr für das Examen zurück-gesetzt.“

„Das ist freilich schlimm. Trotzdem mußt du es versuchen.“

„Du weißt nicht, was du mir räthst,“ sagte August jetzt, wie einer, der vor einem plötzlich sich aufthuenden Abgrunde sich voll Entsetzen zurückwendet. „Sobald ich wieder in die Stadt komme, geht das alte Leben von vorne an. Du weißt nicht, wie es geht; du kennst die Menschen nicht; du weißt nicht, wie ich bisher gelebt habe. Da kommen sofort die alten Bekannten wieder und lassen einen nicht los, und wenn ich einmal dazwischen bin, kann ich selbst nicht wieder loskommen. Es ist schon zu lange her, daß ich das Arbeiten verlernt habe. Ich bin vollständig verbummelt. Sei froh, daß du es nicht verstehst! Die einzig mögliche Rettung ist, daß ich nach Hause gehe.“

„Hast du Schulden?“ fragte Albert Störesandt, der innerlich von diesem selbstgezeichneten Bilde der Herabgekommenheit ergriffen war, aber in diesem Augenblicke die Entscheidung nicht verschieben wollte.

„Ich mag gar nicht daran denken,“ rief August abwehrend.

„Hast du ungefähr eine Ahnung, wieviel es sind?“

„Nein.“

„Dann wirst du mir wohl selbst zugeben, daß du den Hof nicht übernehmen darfst, nicht einmal wollen darfst du es. August, siehe, ich bin nur ein Bettler deines seligen Vaters, er hat mir keinerlei Rechte über euch gegeben. Ich war noch zu jung, als er starb, und galt ihm wohl auch für verschoben und unpraktisch. Dennoch sollst du sehen, daß ich es gut mit euch, speziell mit dir, meine. Ich verspreche dir, daß ich dir in jeder Weise helfen will, und du weißt, ich kann das Versprechen halten. Aber du mußt mir zweierlei dagegen versprechen: erstens mußt du den Gedanken aufgeben, jemals den Hof für dich noch zu beanspruchen. Ich weiß, daß deine Mutter dir beistehen würde, wenn du es wolltest. Aber so lange du den Gedanken festhältst, kannst du vor deinen eigenen Augen nicht als anständiger Mensch bestehen, denn du hast dein Erbteil längst verbraucht und kannst froh sein, wenn du überhaupt noch etwas erhältst. — Zweitens mußt du mir versprechen, daß du auch jetzt noch einen Versuch machen willst, bei deiner bisherigen Laufbahn zu bleiben. Sprich mit einem der Herren vom Gericht, die dich kennen oder dich geprüft haben. Wenn du mir sagen kannst, daß diese dir selbst

geraten haben, das Fach aufzugeben, so bin ich zufrieden. Versprich mir jetzt nichts! Ich lasse dich zur Station fahren, du fährst in die Stadt und schreibst mir dann, wie du dich entschlossen hast. Wenn du es wünschst, begleite ich dich.“ —

Der Dunkel schwieg, auch August ließ eine Zeitlang nichts von sich hören. Endlich sagte er: „Ich danke dir, ich glaube, du meinst es gut mit mir.“ Er hätte in diesem Augenblicke um alles in der Welt nicht von dem Anliegen anfangen mögen, daß ihn ursprünglich zu dem reichen Dunkel geführt hatte; ihn jetzt um eine Summe Geldes zu bitten, hätte die guten Gedanken, von denen er erfüllt war, besleckt und vercheucht. Doch der ältere Störesandt ahnte, was in ihm vorging. Er sagte: „Für den Fall, daß du augenblicklich in Verlegenheit sein solltest, so hast du hier etwas für die erste Not.“

Damit reichte er ihm einen Hundertmarkschein hin. „Und nun, mein lieber Junge,“ sagte er dann, „müssen wir eilen, daß du auf die Bahn kommst. — Johann!“ rief er zum Fenster hinaus, „anspannen, Johann, anspannen, den Einspanner!“

Der Referendar erreichte glücklich den Zug, der ihn in seinen Wohnort führen sollte. In einem Coupé zweiter Klasse behaglich in die Ecke gelehnt, dachte er dem Erlebten nach. Wohl kamen ihm aus alter Gewohnheit leichtsinnige Umwandlungen. Er dachte daran, in welcher Wirtschaft jetzt wohl seine Genossen gelandet wären, wo er sie zu treffen hoffen könnte. Der Besitz des nun allerdings schon angebrochenen blauen Scheines machte ihn vorübergehend geneigt, noch einmal, zum Abgewöhnen, einen lustigen Abend zu verleben. Aber die guten Gedanken behielten die Oberhand. Er kam auf dem Bahnhof an und schritt der Stadt zu. Er kam auf seinem Wege nach Hause an verlockenden Gasthäusern vorbei, die Luft wandelte ihn an, allein, ohne jede Verführung, noch irgendwo ein stilles Glas Bier zu trinken und dann sich heim zu begeben. Aber er schalt sich und bestand alle Anfechtungen, bis er an eine Weinwirtschaft gelangte, in der jetzt vermutlich die Bekannten fröhlich versammelt waren. Er wollte alle Zureden des alten, verzwickten Philisters, wie er auf einmal seinen Wohlthäter nannte, abschütteln und eintreten. Aber die guten Vorsätze zeigten sich noch kräftig genug; es gelang ihm, an der gefährlichen Klippe vorbeizukommen. Als er etwa zehn Schritte gegangen war, kam die letzte, heftigste Versuchung. Wie mit Gewalt trieb es ihn umzukehren und sich für die bevorstehenden Entschagungen durch ein letztes Zusammensein mit den Genossen im voraus zu entschädigen. Hunger und Abgespanntheit, Gewohnheit und eine gewisse nervöse Genussucht kamen hinzu, ihn schwach werden zu lassen. Er fühlte es, daß es, wenn er jetzt nachgäbe, für immer mit den besseren Regungen vorbei sein, daß aus den wohlgemeinten Absichten des Dunkels nie und nimmer etwas Gutes sich entwickeln werde; mit einem gewaltsamen Ruck riß er sich von der Stätte der Anfechtung los und

eilte nun fast im Geschwindschritt, um kein Schwanken mehr aufkommen zu lassen, seiner nun nicht mehr fernen Wohnung zu. Er hatte gesiegt, war aber fast zu Tode erschöpft; so warf er sich in seinem nicht gerade freundlichen Zimmer, das durch eine draußen am Hause angebrachte Straßenlaterne notdürftig erleuchtet wurde, auf sein Sofa. Dort verbrachte er die Nacht, da er nicht mehr die Kraft zu besitzen glaubte, sich zu entkleiden und ordentlich zu Bett zu legen. Aber leise und schüchtern regten sich trotz des abscheulichen Zustandes unbestimmte Gedanken der Hoffnung und der Zuversicht; ein Gefühl des Geborgenseins umfing ihn und ließ ihn endlich einen halbwegs ruhigen Schlummer finden.

Am anderen Tage telegraphierte er an seinen Onkel: „Du sollst mit mir zufrieden sein, August.“ Dann entschloß er sich, den schweren Weg zu dem Landgerichtspräsidenten anzutreten und sich von diesem ein Gutachten über sich selbst einzuholen.

Das gab eine lange Unterhaltung zwischen dem Präsidenten und dem durchgefallenen Referendar. Der Präsident gab ihm sein Mißfallen deutlich genug zu verstehen; er billigte aber schließlich den Entschluß, die Juristerei an den Nagel zu hängen. Beim Abschiede legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Wenn es Ihnen mit Ihrem Entschlusse wahrer Ernst ist, kann nur Gutes daraus erwachsen. Vergessen Sie nicht, daß auch das praktische Leben, heute mehr als je, ganze Männer erfordert. Werden Sie nach diesen Jahren des Irrtums und der Vernachlässigung einer von denen, zu denen die Umgebung aufschaut. Machen Sie Ihrem zukünftigen Beruf Ehre, Ehre aber auch dem Stande, dem Sie diese Jahre angehört haben und dem Sie doch immerhin einiges zu danken haben werden. Leben Sie wohl, junger Freund!“

Es war ein herrlicher Frühherbstmorgen, als endlich alles vorläufig so weit geordnet war, daß er abreißen konnte. Und wie er nun in den frischen Morgen, in die so vertraute Landschaft, die jetzt noch

von feinen, weißen Nebelschleiern verhüllt war, hinausfuhr, kam es über ihn wie wohlthuernder Heimatsfrieden. So ungewiß auch noch die Zukunft vor ihm lag, es wollte ihn doch bedünken, als könne ihm nunmehr Übles nicht mehr begegnen.

Die lange Fahrt über gingen ihm gar mannigfache Gedanken durch den Kopf. Er stellte sich die vielfachen Entsagungen vor, die seiner warteten, das frühe Aufstehen, die einfachere ländliche Kost, den Verzicht auf eine gewählte Kleidung, den so ganz anders gearteten Umgang; er suchte förmlich nach Unannehmlichkeiten, auf die er sich gefaßt machen mußte. O, er kannte genau das Landleben mit seinen



„Wenn es Ihnen mit Ihrem Entschlusse wahrer Ernst ist, kann nur Gutes daraus werden.“

Beschränkungen und Widerwärtigkeiten, die es für den Verwöhnten mit sich bringt, und obgleich er sich die unerfreulichsten Einzelheiten mit einer peinlichen Genauigkeit ausmalte, wurde er doch nicht ängstlich trotz des bequemen Sitzes, den er jetzt noch in der einmal gewählten zweiten Klasse der Eisenbahn einnahm, und trotz der feinen Glacehandschuhe, die er noch trug. Er wußte selbst nicht recht, woher er das feste Vertrauen zu sich selbst nahm, das ihn so hoffnungsfreudig stimmte? Er hatte bislang in seinem Leben noch keine Beweise von Selbstüberwindung gegeben und doch traute er sich mit einemmale große Kraftleistungen zu. Es war alles Schwindel, dachte er, die ganze Vornehm-

thuerei von den Schülerzeiten an. Und wenn noch eine Spur von Lust zu dem Studium und der Arbeit dabei gewesen wäre! Nein, nur Großmannsucht, nur Prahlerei, weiter nichts! Das Herz ist nicht dabei gewesen, und der Kopf ist leer geblieben. Die Aussicht auf eine praktische Beschäftigung war es, die ihn — so unbestimmt sie noch war — unternehmungslustig stimmte. Voll Interesse schaute er auf die von der Sonne beschienenen Rübenbreiten, an denen der Zug vorbeisaupte. Das jetzt jetzt Zucker an, dachte er; noch einen Monat lang solches Wetter, und die Welt weiß sich wieder vor Zucker nicht zu retten. —

Endlich kam er auf der Station an; er war noch ungeschlüssig, wohin er sich zunächst wenden sollte, ob zuerst nach Lüderstedt zur Mutter oder zum Onkel nach Kerstlingen. Er warf sich die Reisetasche auf den Rücken und schritt auf den Flußdamm zu. Als er so dahinging, überholte er einen alten Bauer, der aus seinem Heimatdorfe stammte und offenbar nach Hause strebte. Früher war es seine Gewohnheit gewesen, solchen Begegnungen möglichst aus dem Wege zu gehen; heute war ihm das Zusammentreffen lieb; es war ihm ein Gruß aus der Heimat, ein Willkommen!

„Nun,“ sagte der alte Mann nach der Begrüßung, „wollen Sie uns auch einmal wieder beehren, Herr Störesandt? Sie haben sich lange nicht sehen lassen.“

„Dafür bleibe ich jetzt um so länger,“ erwiderte August freundlich; „ich bin nun die längste Zeit in der Stadt gewesen.“

„Was Sie sagen! Wollen Sie denn nicht Amtmann werden?“

„Das ist vorbei, ich werde Landwirt; ich hätte es gleich werden sollen.“

„Was wird denn aber aus dem Christian?“

„Das wird sich schon finden; ich will es Ihnen nur gleich sagen, Sie brauchen aber nicht weiter darüber zu sprechen, mein Bruder übernimmt den Hof; ich sehe mich nun nach etwas anderem um.“

„Ei, ei, also den Hof bekommt der Christian doch! Nun, unter uns gesagt, Herr Störesandt, das ist auch recht so. Er hat sich Mühe genug damit gegeben. Es wäre auch hart gewesen, ihn jetzt, wo er doch bald zu Jahren gekommen und ein gelehrter Mann ist, herauszuthun und abzufinden. Wissen Sie was, Herr Störesandt, ich wüßte schon, was ich an Ihrer Stelle thäte, aber ich sage es Ihnen nicht. Sie sind ein junger Mann und haben eine feine Art, damit kommt man heutzutage schon durch die Welt und hat Glück, besonders bei den Frauen und bei den Mädchen.“

„Nichts davon,“ unterbrach ihn Störesandt, der längst gemerkt hatte, wo hinaus der verschmitzte Alte wollte. Es war ihm überaus peinlich, in dieser vertraulichen Weise auf ein beliebtes Auskunftsmittel hingewiesen zu werden.

Doch der Alte ließ sich nicht stören. „Sehen Sie,“ sagte er, „da liegt die Bergmühle. Ist kein Sohn da, und der Müller fängt schon stark an hinsällig zu werden. Wenn da ein tüchtiger Mann einträte, so ließe sich aus dem Geschäfte wieder etwas Ordentliches machen. Es ist zwar keine eigentliche Bannmühle mehr, die giebt es ja überhaupt nicht mehr, aber die Dörfer auf und ab müssen den Leuten doch von selber kommen. Wenn ich so jung wäre wie Sie, so versuchte ich es wenigstens einmal. Aber nichts für ungut.“

„Sie reden eben, wie Sie es verstehen,“ sagte Störesandt, halb unwillig, halb schon wieder versöhnt, da er sah, daß sein Weggenosse es gut meinte. Daß ein Fremder sich so ungeschämt mit seinen Angelegenheiten beschäftigte, verdroß ihn; aber er sagte sich, daß allzugroße Feinsichtigkeit hier doch nicht respektiert werden würde.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ bemerkte der Bauer weiter, „ich gehe die Chaussee weiter; gehen Sie nur über die Bergmühle und sehen Sie sich das Anwesen nur noch einmal ordentlich an. Vielleicht denken Sie doch anders über das, was ich vorhin gesagt habe. Ich muß so wie so den Umweg auf der Chaussee machen; ich muß nach einem Felde sehen, das ich mit der Frucht übernehmen soll. Lassen Sie es sich durch den Kopf gehen! Adieu!“

August nahm nur ungern den Weg über die Bergmühle; nur um die Begleitung des lästigen Alten los zu werden, der dann vielleicht noch vertraulicher wurde, entschloß er sich, die breite Fahrstraße zu verlassen und wirklich über den Mühlenhof zu gehen. Ungesehen hoffte er durchzukommen. Doch das sollte ihm nicht gelingen. Der Müller saß wieder grämlich in der Stube, noch immer geplagt von seinen Schmerzen, mehr noch von der für ihn endlosen Unthätigkeit. Wie eine Spinne im Netz wartete er auf die Vorübergehenden, um, wenn es anging, sie an sich heranzurufen, sie auszuforschen oder mit seinen bitteren Auslassungen zu verlegen. Denn auch daran fing der sonst so rechtischaffene und thätige Müller an, in seiner aufgezwungenen Ruhe allmählich Freude zu finden.

Da kam ihm August Störesandt in den Wurf. Früher hatte er ihn gern gehabt, da er als ein noch unverdorbenes Junge für alles, was mit der Wirtschaft zusammenhing, das lebhafteste Interesse zeigte; aber je mehr der Nefte den heimischen Verhältnissen entwuchs, sich ausblähte und sich auf den vornehmen Städte hinauspielte, wurde er ihm fremder, bald unverständlich, zuletzt beinahe verhaßt. Nun hatte er von seinen Mißerfolgen gehört, ja der ältere Störesandt hatte ihm sogar schon einige vorsichtige Andeutungen von Augusts neuesten Entschlüssen gemacht. So kam ihm der Übelthäter — denn nur das war er in des Müllers Augen — gerade recht. Er öffnete das Fenster der zu ebener Erde gelegenen Stube und rief: „August, hast du denn nicht einen Augenblick Zeit übrig für deinen kranken Onkel?“ Er hatte wohl bemerkt, daß jener willens gewesen war, vorüberzugehen. Jetzt war das unmöglich. Fast widerwillig trat August näher und sagte: „Wie geht es dir denn? Ich habe gehört, du hättest wieder mit deinem alten Leiden zu thun.“

„Schlecht geht es mir, sehr schlecht. Wenn unfer einer sich nicht mehr rühren kann, sollte er sich nur gleich hinlegen und lieber sterben, als den andern zur Last fallen. Aber du solltest doch mal hereinkommen; du nimmst uns sonst ja die Ruhe mit fort. Tritt näher!“

August gehorchte ungern; als er in das behagliche Zimmer trat, das wie das ganze Gehöfte von gesicherem Wohlstand zeugte, fielen ihm die Ratschläge des praktischen Alten von vornhin ein; aber die Erinnerung war ihm durchaus nicht unangenehm. Ferner wie je fühlte er sich in diesem Augenblicke den Bewohnern der Mühle, in der er doch als Knabe so gern zu Besuch gewesen war, um den

rasillofen Nädern zuzusehen, in die Geheimnisse des wunderbaren Betriebes einzubringen und mit der kleinen Anna am Wasser, auf den Böden und zwischen den Balken und Brettern, die in hohen Häufen aufgeschichtet dalagen, zu spielen. Wie lag diese schöne Jugendzeit jetzt so fern, und wie unbarmherzig hatte die Zeit diese heitere Unschuld zerstört!

„Du bist schon lange nicht hier gewesen,“ begann der Müller, als August Platz genommen hatte; „mit feinen Leuten verstehen wir Müllerleute auch wohl nicht umzugehen. In der Mühle holt man sich weiße Röcke, und die sind nicht nach jedermanns Geschmack. Als Junge hattest du mehr Gefallen an uns Weisbröcken. Aber das ändert sich. Was machen denn deine Geschäfte? Neulich war dein Onkel Störesandt hier, der wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Du bist ja vor einiger Zeit bei ihm gewesen. An demselben Tage hat dich auch Anna in Eschenheim gesehen, aber du hast sie nicht erkannt oder nicht sehen wollen.“

„Das darf sie mir nicht übel nehmen,“ fiel August eifrig ein. „Ich war an jenem Tage in einer recht verzweifelten Stimmung; ich hätte ihr damals um alles in der Welt nicht Guten Tag sagen mögen. Du kannst auch wissen warum nicht; du mußt es ja doch einmal erfahren. Ich schämte mich; an dem Tage war es mit meiner Juristerei vorbei. Ich kann wohl sagen, daß sie den Entschluß bei mir herausgebracht hat. Aber das braucht sie nicht zu wissen.“

August wußte nicht, daß Anna im Nebenzimmer war, und, ohne es zu wollen, alles mit angehört hatte.

„Anna,“ rief in diesem Augenblick der Müller, „Anna, bring doch mal ein paar Flaschen Bier herein; August Störesandt ist da, du wirst ihm doch auch Guten Tag sagen wollen.“

Wie mit Blut übergossen, kam das junge Mädchen herein; August stand auf, er war nicht weniger befangen.

„Gieb ihm nur die Hand, Anna,“ sagte der Müller, wunderbarerweise gut gelaunt, „er beißt nicht. Und dann setz ihm etwas zu trinken vor; ich kann dir freilich nicht Bescheid thun, ich darf höchstens Wasser trinken, aber laß es dir nur schmecken.“

Als das junge Mädchen für die Erfrischung gesorgt hatte und an der Thüre eine Weile stehen blieb, wollte die Unterhaltung nicht sogleich wieder in Fluß kommen.

„Wo ist die Mutter?“ fragte der Müller, „weiß sie, daß wir Besuch haben?“

„Sie ist in der Küche, sie kann eben nicht abkommen.“

„Sei so gut,“ sagte August, in einer Anwandlung verwandtschaftlicher Zuneigung, „und bestell ihr einen schönen Gruß von mir.“

„Danke sehr. Bestelle du aber auch einen schönen Gruß an deine Mutter.“

„Soll besorgt werden, sobald ich zu ihr komme.“

„Bist du denn nicht auf dem Wege nach Lüderstedt?“

„Ich glaube, ich gehe erst nach Kerstlingen zu meinem Onkel. In Lüderstedt habe ich doch nichts mehr zu suchen.“

„Wieso?“ fragte der Müller.

„Meine Mutter will freilich nicht, daß Christian den Hof bekommt. Ich weiß nicht, was sie damit vor hat. Aber ich will den Hof auf keinen Fall mehr. Ich habe wohl einmal anders darüber gedacht. Aber auch unsereiner hat manchmal seine Einsichten. Christian muß ihn haben.“

„Junge, wie kommst du auf einmal auf diesen Gedanken?“ fragte der Müller erstaunt, aber zugleich mit einem Ausdruck im Gesicht, der Zustimmung verriet. „Willst du etwa auswandern?“

„Auch daran habe ich gedacht; aber ich will nichts übereilen. Jedenfalls will ich Christian's Erbteil nicht schmälern, das würde ich aber thun, wenn ich den Hof jetzt noch nehmen wollte; oder ich müßte soviel aufnehmen, daß ich ihn nicht halten könnte. Wie ich es bereue, daß ich nicht vor Jahren so klug gewesen bin, wie jetzt, kann ich gar nicht sagen.“

„Neue ist der erste Schritt zur Besserung, sagt unser alter Pastor,“ bemerkte der Müller. „Junge, ich glaube, aus dir wird doch noch einmal etwas. Nimm es mir nicht übel: aber ich habe das lange nicht mehr geglaubt. Anna, du könntest wohl einmal nach den Hühnern sehen. — Sieh,“ fuhr er fort, nachdem das Mädchen gegangen war, „daß du das mit Christian einsehst, gefällt mir von dir. Ich glaube, ich kenne den, der dir geholfen hat, das einzusehen. Du hast mir mit deinem Besuche ordentlich einen guten Tag gemacht. Ich hätte es nicht gedacht, als ich dich so über den Hof kommen sah. Nun sprich dich ordentlich mit Albert Störesandt aus; was der sagt, hat Hand und Fuß, wenn das auch die meisten nicht glauben wollen. Er kann dir auch helfen, er ist ein reicher Mann und hat keine Kinder. Es ist hart, nicht zu wissen, wer einmal auf dem alten Eigentum hausen wird. Auch mir geht es ja ähnlich. Wer keinen Sohn hat, hat keine rechte Zukunft. Ein eingeeirateter ist doch immer nur ein halber. — Was, du willst schon aufbrechen?“

„Ja, Onkel,“ jagte August, „ich gehe jetzt nach Kerstlingen; es wird sonst zu spät, es wird ja bald Mittag. Meine Sachen könnte ich wohl hier lassen. Ein Wagen nimmt sie wohl mit nach Lüderstedt? Grüße Anna und die Müllerin! Laß es dir gut gehen.“

„Wollen sehen!“ sagte der Müller. „Ist mir lieb, daß du hier gewesen bist.“

Dann, als August die Thüre hinter sich geschlossen hatte, setzte er noch für sich hinzu: „Es steckt doch noch der bequeme Städter drin. Da soll ich sorgen, daß seine Sachen nach Hause kommen! Aber, das macht die schlechte Gewöhnung; ich glaube, es wird doch trotz alledem noch etwas aus ihm.“

August Störesandt kam nach Kerstlingen zu seinem Onkel. Der nahm ihn ernst und freundlich auf. „Heute,“ sagte er, „bist du noch mein Gast und der feine Herr. Dann aber, wenn wir wirklich Ernst machen, mußt du dich nicht wundern oder verleßt fühlen, wenn wir anders verkehren. Nach Tisch sprechen wir über deine Zukunft.“

Und das thaten sie eingehend und beschlossen endlich, daß August, da er doch einmal auf dem Lande leben und sterben wollte, in der Wirtschaft und unter den Augen des Onkels den Betrieb lernen sollte. Was dann weiter werden sollte, blieb noch unausgesprochen. Noch an demselben Tage fuhren die beiden Störesandts nach Lübersiedt und setzten Augusts Mutter von dessen unabänderlichem Entschlusse in Kenntnis. Diese versuchte zwar noch das Äußerste, um ihn umzustimmen; als aber alles nichts half und auch die genauesten Berechnungen über den Stand des Hofes als schwerstes Geschütz ins Treffen geführt wurden, da gab sie nach und willigte endlich auch darein, daß Christian in den Hof als Erbe eingesetzt werden sollte. Der wußte sich vor Freude nicht zu lassen und fiel August, den er sonst nicht besonders lieb gehabt hatte, um den Hals. Es war zu merken, daß seine Freude noch einen anderen Grund hatte.

Die gerichtlichen Festsetzungen wurden bis auf die Zeit nach der Ernte verschoben, wo größere Ruhe war und wo sich auch genau übersehen ließ, was für Augusts Schulden noch beansprucht werden mußte. Nachdem die Mutter sich den schweren Entschluß abgerungen hatte, zeigte sie für die Einzelheiten keine Teilnahme mehr. Ihre Gleichgültigkeit, die nach dem Kampfe eintrat, hatte etwas Beunruhigendes. Sie hatte kaum ein Abschiedswort für den scheidenden Ältesten, und als Christian in fast übertriebener Weise nochmals dem Onkel und dem Bruder seine Erkenntlichkeit zu verstehen gab, da verzog sich ihr Gesicht zu einem so verächtlichen Ausdruck, daß das Zusammenhausein der beiden Zurückbleibenden wenig Tröstliches zu versprechen schien. Mit gemischten Gefühlen fuhren Albert und August Störesandt nach Kerstlingen.

Schon mit dem Frühesten war August am anderen Tage am Plage, so daß der Onkel seine Freude hatte, der er aber keinen Ausdruck gab. Er wollte abwarten. Aber es blieb auch in den folgenden Wochen bei dem frühen Aufstehen, und August zeigte so viel Interesse an seiner neuen Thätigkeit, er bewies so viel Umsicht bei der Ernte und der Leitung der Arbeiten, daß man ihn gar nicht wiedererkannte. Auch in seinem Äußeren war eine erfreuliche Wandlung bemerkbar. Ganz abgesehen davon, daß er die übermoderne Kleidung mit einem schmucken Westwalleranzuge vertauscht hatte, war auch aus seinem Gesichte der müde Zug gewichen, der ihn früher so entstellte hatte. Was aber seinen Onkel am meisten freute, war, daß er auch für die Buchführung Verständnis zeigte. Er hatte früher von solchen Talenten nichts merken lassen; daß er jetzt auch für die höhere

landwirtschaftliche Betriebsführung Sinn hatte, war eigentlich der beste Beweis, daß doch ein tüchtiger Kern in ihm steckte und daß von der höheren Ausbildung, die er genossen hatte, doch verschiedenes haften geblieben war.

„Es ist doch eine verzweifelt teure Schule gewesen,“ dachte der Onkel, „die der Junge durchgemacht hat. Gottlob, daß nicht alle unsere jungen Landwirte solche Umwege nötig haben, um es zu etwas zu bringen. Die jetzigen schweren Zeiten würden diesen Luxus nicht mehr erlauben.“ Und zu dem Müller Derwedde sagte er bei einem gelegentlichen Besuche auf der Bergmühle: „August schlägt gut ein. Der verbummelte Referendar ist nicht wiederzuerkennen. Er hat sich doch richtig gekannt, als er durchaus die Juristerei an den Nagel hängen wollte.“

„Soll mich freuen, Herr Störesandt,“ antwortete der Müller; „aber gut Ding will Weile haben. Lassen Sie uns noch ein bißchen zusehen. Jetzt kommt der Winter. Warten wir ab, ob er den gut übersteht. Vorher sage ich für nichts gut.“

„Sie mögen recht haben,“ gab Störesandt zur Antwort. „Ich gehe jetzt auf Reisen und will den Versuch machen, ihm eine große Verantwortlichkeit einzuräumen. Das stärkt sein Gemüt. Bewährt er sich, dann sollen Sie mal sehen, dann ist er gerettet.“

„Seien Sie vorsichtig,“ sagte der Müller. „Ich habe ihn ein paarmal gesehen diese Zeit über; er hat mir freilich gut gefallen, aber ich kenne diese Städte, sie können nicht dauern auf dem Lande; wenigstens im Winter nicht, ich sage es Ihnen.“

„Aber August ist gar kein Städter! Ein verkapptes Landkind ist er immer gewesen. Der hat nie in die Stadt getaugt, und daß seine Eltern ihn zum Studieren bestimmten, das war eine ausgemachte Thorheit.“

„Da haben Sie recht,“ rief der Müller eifrig, „eine Dummheit war es. Ich hatte immer so meine Pläne; vielleicht kommt es jetzt in anderer Weise dazu. Denken Sie sich, was mir gestern passiert ist! Ich wäre beinahe wieder krank geworden, aber vor Lachen. Sonst geht es mir ja jetzt soweit ganz gut. Kommt da gestern der Christian und freit mir nichts, dir nichts um meine Anna. Will sie dich denn? so frage ich. Das weiß ich nicht, sagt er. Dann frage sie. Und er geht hin und fragt sie, aber . . . kommt nicht wieder. Statt dessen kommt meine Tochter und sagt, sie will und mag ihn nicht. Wen willst du denn sonst? frage ich, du bist doch so ganz jung nicht mehr, und Christian hat doch einen Hof. Mag sein, sagt sie, aber nicht von Rechts wegen. Fängt die auf einmal an, nach Christians Recht zu fragen!“

Störesandt sagte darauf nichts, sondern verabschiedete sich bald. —

Nach ein paar Tagen ging er auf Reisen, nachdem er vorher noch eine kurze, aber eindringliche Mahnung an August gerichtet hatte. Er hatte ihm fast die

ganze Leitung des ausgedehnten und wegen der vielen Beziehungen mit den Zuckersabriken durchaus nicht einfachen Betriebes übergeben. Dies Vertrauen hob den jungen Mann ungemein, und dabei ließ ihm die Menge der Geschäfte wenig Zeit, auf Zerstreungen zu sinnen. Die Verantwortung, die er vor dem ganzen Hofe trug, gab ihm auch soviel innere Haltung, daß es ihm nicht schwer fiel, sich inacht zu nehmen.

Der Onkel hatte richtig gerechnet; sein Mittel, ihn durch den gefährlichen Winter zu bringen, war gut gewesen, und des Müllers Derwedde Mißtrauen zeigte sich diesmal unbegründet.



Sie gingen in den Garten hinein, der sich hinter dem Hause den Berg hinauzog.

Als der Hofbesitzer im März von seiner großen Reise zurückkehrte, fand er alles in bester Ordnung und den Nissen innerlich und äußerlich gesund.

„Junge,“ rief er, „du hast meine kühnsten Hoffnungen übertroffen.“

„Das danke ich dir,“ sagte August einfach.

„Ich glaube, ich habe eine Verbündete,“ gab der Onkel zur Antwort. „Ich rate dir, geh auch zu ihr und bedanke dich auch da. Sie wohnt auf der Bergmühle.“

„Onkel,“ sagte August, „meinst du, daß ich es schon wagen darf?“

„Geh nur getrost, ich büрге dir für eine gute Antwort.“

Und August ging; nie wäre ihm der Gedanke gekommen, daß der Onkel wohl selbst je den Wunsch gehabt haben könnte, das liebe Mägdchen an der Bergmühle für sich zu gewinnen. —

Als August auf den Mühlenhof kam, schritt ihm Anna gerade entgegen. Er nahm das für ein gutes Zeichen.

„Weißt du noch, Anna,“ sagte er nicht ohne einige Verlegenheit, „wo wir früher, als Kinder, um diese Zeit die ersten Beilchen fanden. Komm, wir wollen sehen, ob schon welche da sind.“

Das junge Mädchen errödete; sie wußte, was jetzt kommen würde, und sie wußte auch, daß sie diesen gefunden, frischen Mann, der noch vor nicht gar langer Zeit rettungslos verkommen schien, liebte, auch in jener Zeit der Hoffnungslosigkeit lieb gehabt hatte.

Sie gingen in den Garten hinein, der sich hinter dem Hause den Berg hinauzog. Aus dem Beilchensuchen wurde nichts; sie gingen auf dem sonnigen Wege auf und ab und veriprachen sich, einander für das Leben angehören zu wollen.

„Nun geh hinein und frage die Eltern,“ sagte Anna endlich; „ich glaube, es wird alles gut enden.“

Und es ging trotz einiger Schwierigkeiten, die der alte Müller nicht lassen konnte, gut, — nicht bloß die Brautzeit über, nicht bloß die Honigmonate, sondern auch weiter hinaus ein langes Leben lang. —

Auch eine Umkehr.

Ein alter Schurke wollt' fortan
Im Leben wieder ehrlich sein



Und — stahl sich für die neue Bahn
Des braven Nachbarn Heimatschein.

Spruch.



Der Schöpfung Buch nach Sinn und Wesen
Liegt offen; — könnt' nur jeder lesen!